

"Sendung" als Grundbegriff der Christologie : eine dogmatische Skizze

Autor(en): **Ott, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-878171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Sendung» als Grundbegriff der Christologie

Eine dogmatische Skizze

Der Sohn Gottes, Jesus Christus, ist der Inbegriff der göttlichen Sendung: Durch Ihn, mit Ihm, in Ihm wissen wir uns gesandt. «Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch», sagt Jesus Seinen Jüngern. Und Er sagt auch: «Ich bin das Licht der Welt», an anderer Stelle aber: «Ihr seid das Licht der Welt». Er ist der Gesandte des Vaters, und wir sind, als Seine Jünger, in dieser selben Sendung involviert. In uns will Christus leben, in uns will Er, wie Paulus sagt, eine Gestalt gewinnen. Dietrich Bonhoeffer hat das immer wieder betont: christliche Ethik bedeute nicht in erster Linie, «das Gute» (als eine allgemeine Idee) verwirklichen und das Böse meiden und sich selber ein gutes Gewissen verschaffen, sondern christliche Ethik habe das eine Ziel: dass Christus in uns Gestalt gewinnt, Christus der Menschgewordene, der Gekreuzigte und Auferstandene.

Der Verfasser des Kolosserbriefs kann einmal sehr kühn sagen: «Ich fülle das auf, was noch übrigbleibt von den Leiden Christi...» (Kol 1,24). Nach diesem Wort geht das Leiden Christi selbst im Leiden Seines Dieners weiter. In demselben Sinne müssen wir sagen: Die Sendung Christi in die Welt als Licht der Völker geht weiter in der Sendung Seiner Jünger. Die Sendung Christi und die Sendung Seiner Jünger sind eins. Dabei ist unter «Sendung» nicht nur die Mission im engern Sinne, auf den Missionsfeldern, zu verstehen, sondern der Begriff hat hier einen viel weiteren Sinn, nämlich: Licht der Welt, Salz der Erde, die «Stadt auf dem Berge» zu sein, mit andern Worten: in der Welt, unter allen Menschen, das innerste Wesen Gottes, Seine Liebe und Menschenfreundlichkeit, kundzumachen und zur Geltung zu bringen.

Jesus war ein Mensch, der zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten kulturellen und religiösen Milieu gelebt und gewirkt hat. Aber wenn wir dies sagen, sagen wir noch nicht genug. Es genügt nicht, zu erklären: «Wir sind Christen, weil wir die Lehren des Jesus von Nazareth (bzw. die Lehren über Ihn) vertreten – im Unterschied zu andern religiösen Gemeinschaften, die sich z. B. an die Lehren Gotama Buddhas oder an die Lehren des Propheten Mohammed halten.» – Christlichkeit, auch der Name Jesu Christi selbst, dürfen nicht einfach ein Markenzeichen sein für eine bestimmte religiöse Institution und einen bestimmten religiösen Weg neben andern, nicht eine Etikette, durch die wir uns von andern unterscheiden wollen.

Jesus Christus ist nicht einfach ein Eigenname, der dann zu einem religiösen Unterscheidungsmerkmal wird. Sondern wir müssen auf den Sinn dieses Namens achten, nicht nur auf die Buchstaben. Dieser Doppelname

oder eigentlich Titel («Jesus» ist ein Personennamenname mit programmatischer Bedeutung, «Christus» ist ein Titel) bezeichnet ein universales Geschehen, welches der ganzen Menschheit gilt. Es ist das Geschehen der Menschenfreundlichkeit Gottes. Dies bedeutet: Menschenfreundlichkeit nicht nur als eine menschliche Tugend, die einige Menschen haben, andere nicht, sondern Menschenfreundlichkeit als ein letztgültiges (darum: göttliches) Wort, das gesprochen ist über das Leben aller Menschen. Dieses universale Geschehen ist in der Geschichte sichtbar geworden in Jesus Christus, von dem wir darum bekennen, dass Er der Abgesandte Gottes ist.

Die Wirkung dieses Geschehens ist aber nicht eine sozusagen automatische, sondern es ist eine Herausforderung, ein Appell an den Menschen. Sie fordert vom Menschen eine Antwort, besser: sie lädt ihn ein, eine Antwort zu geben. Und zwar dies in doppelter Hinsicht: Der erste Teil der Antwort ist ein Akt der Annahme. Der Mensch muss die ihm entgegenkommende Menschenfreundlichkeit Gottes, diese Liebe, dieses göttliche Ja zu seinem Menschsein, annehmen. Dies kann auf verschiedene Weisen geschehen. Der zweite Teil der Antwort aber ist das aktive Aufsichnehmen der Sendung Christi, das bewusste Sich-Engagieren in der Weitergabe, in der Weiterverkörperung der Menschenfreundlichkeit Gottes. Martin Luther hat das einmal sehr sachgemäss so ausgedrückt: wir selber müssten einer dem andern «zum Christus werden». Auch dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Doch verlangt es in jedem Falle ein bewusstes Bekenntnis, eine bewusste Entscheidung. Jünger Jesu Christi sein heisst: ein bewusster und entschiedener Mitarbeiter Christi sein in der Teilnahme an Seiner Sendung.

Demgegenüber kann der erste Teil der menschlichen Antwort, der Akt des Empfangens, der Annahme der in der Sendung Christi manifestierten Liebe Gottes, auch weniger bewusst, auch weniger entschieden erfolgen. Ein Mensch kann die ihm durch das Zeugnis und Verhalten eines andern Menschen widerfahrende Menschenfreundlichkeit Gottes auch annehmen, ohne ein entschiedener Jünger Christi zu sein. Es braucht dazu nur einen, vielleicht fast unbewussten, inneren Akt der Offenheit, der Bereitschaft, Liebe zu empfangen. So kann auch der Nichtchrist, selbst der Ungläubige, von der Liebe Gottes berührt und verwandelt werden. Er kann die geheimnisvolle Erfahrung machen, sich irgendwie in seinem ganzen Menschsein getragen und angenommen zu fühlen – ohne genau angeben zu können, von wem oder von was. Und dieses Gefühl des Getragenseins und Bejahtseins erweckt in ihm ein Vertrauen zum Leben im ganzen. – Dies ist gewissermassen die erste Stufe der Antwort. Die zweite Stufe aber ist die Entscheidung, als ein Jünger Christus nachzufolgen und an Seiner Sendung teilzunehmen.

Weil nun aber diese Sendung Christi ein derart universales, universal-

menschliches Geschehen ist – im Grunde für jeden Menschen verständlich, weil sie auf jeden Menschen zielt –, braucht sich ein Christ, wenn er ein entschiedener Jünger Christi sein will, nicht aus lauter Sorge um die Bewahrung seiner christlichen Identität nach allen Seiten abzugrenzen und abzusichern. Entschiedenenes Christsein, die Existenz als Jünger Christi, und christlicher religiöser Exklusivismus sind nicht dasselbe! Gerade wegen seiner Loyalität und Treue gegenüber Christus, dem Licht der Welt, und Seiner universalen Sendung kann es sich der Jünger Christi leisten, gegenüber allen andern Menschen offen und gewissermassen «inklusiv» zu sein. Er muss nicht sogleich der künstlichen (und letztlich nicht ganz ehrlichen) Unterscheidung verfallen: den Andersgläubigen zwar als Menschen lieben zu wollen, seine Religion dagegen zu hassen oder mindestens abzulehnen.

Ich will dies mit einem Beispiel veranschaulichen, das mir immer grossen Eindruck gemacht hat. Im Jahre 1970 fand in Ajaltoun im Libanon ein interreligiöses Symposium statt. Auf Einladung des Weltrates der Kirchen trafen sich einige führende Persönlichkeiten aus den christlichen Kirchen sowie aus Islam, Buddhismus und Hinduismus. Die Gespräche waren profund, führten aber zu keinem Ergebnis. Das hatte auch niemand erwartet. Aber es war eine in ihrer Art erstmalige Begegnung der Religionen. Dabei ereignete sich folgende Episode: Schon nach dem ersten Tag intensiver Gespräche meldete sich ein Moslem, Professor für Soziologie an einer indischen Universität, beim Moderator der Konferenz: Man habe nun schon so lange miteinander über das Heilige, das Göttliche (oder wie man es nennen will) gesprochen; warum man denn nun nicht auch zusammen bete? Für den Fragenden war dies offenbar eine ganz selbstverständliche, natürliche Konsequenz. Nach etlichem Zögern und mit manchen Hemmungen wurde der Vorschlag schliesslich von allen aufgenommen und realisiert. Und so geschah es, dass jeden Tag ein Vertreter einer andern Weltreligion nach seinem Brauch und seiner Überlieferung den gemeinsamen Gottesdienst leitete. Die Intentionen des Gebets oder der Meditation haben sich dabei, trotz unterschiedlichem Gottesverständnis, vereint.

Nun erhebt sich die Frage: Kann man das? Kann man das als ein entschiedener Jünger Jesu Christi tun, dass man Gott unter einem andern Namen, in den Formen einer andern Religion und gemeinsam mit deren Anhängern anruft? Haben nicht gerade dafür die Märtyrer der frühen Christenheit alles dahingegeben und ihr Blut vergossen, dass Jesus Christus allein der Herr sei, und weil sie darum keinen andern Herrn anerkennen und in keinem andern Namen ihre Knie beugen und opfern wollten? Stehen wir nicht gerade hier als Christen vor der Entscheidung, in der es um alles oder nichts geht? – So wird denn auch in der Tat von der Konferenz von Ajaltoun

berichtet, dass die christlichen Teilnehmer unter allen die grösste Scheu hatten, sich zu dem gemeinsamen Gebete zu entschliessen. Etwas von dem Geiste der ersten christlichen Zeugen klang hier nach. Und heisst es denn zu Unrecht, die Kirche Christi sei erbaut auf dem Blute der Märtyrer – d. h. aber auf einer letzten, zum Äussersten entschlossenen Entschiedenheit des Glaubens und des Bekennens?

Indessen muss man sich hier nun fragen: Was heisst es wohl heute, in unserer jetzigen Zeit und im Kontext der Welt, in der wir leben, ein Zeuge Christi oder gar ein Märtyrer zu sein?

Ich habe Dietrich Bonhoeffer zitiert. Er wird bei uns als der Prototyp des modernen Märtyrers betrachtet – obschon er sicherlich nicht der einzige ist. Martin Luther King zum Beispiel wäre hier zu nennen, und viele andere, viele wohl auch, deren Namen die Öffentlichkeit nicht kennt. Aber Bonhoeffer war gleichzeitig ein grosser, bahnbrechender Theologe, dessen Denken, obschon er nur 39 Jahre lebte, die theologische Szene noch heute prägt. Und sein Martyrium war in seiner Theologie, vor allem der letzten Jahre, in gewisser Weise schon im voraus durchdacht und reflektiert.

Bonhoeffer nun war nicht ein Märtyrer für den Namen Christi im selben Sinne wie etwa die Märtyrer der Frühzeit, die ihr Leben liessen, weil sie den Kult des römischen Kaisers verweigerten. Sondern er liess sein Leben, am Ende des Zweiten Weltkrieges, weil er beteiligt war an der Verschwörung zur Ermordung des Tyrannen Adolf Hitler, der sein Volk und einen grossen Teil der Menschheit ins Verderben stürzte. Er tat das, wie viele seiner Mitverschwörer, bewusst als eine Entscheidung des christlichen Glaubens – weil er sein Volk liebte, weil er Frieden herstellen wollte, weil er dadurch Millionen von Menschen, die vom Untergang bedroht waren, helfen wollte. Bonhoeffer und seine Mitbrüder wussten um die tiefe Zweideutigkeit und Fragwürdigkeit ihres Tuns, dass sie die Ermordung eines Menschen planten, um andere Menschen, um ein ganzes Land zu retten. Aber sie glaubten, in der gegebenen Lage nicht anders handeln zu können. Sie glaubten, diese Schuld auf sich nehmen zu müssen und nicht ängstlich um ihre eigene Moralität besorgt sein zu dürfen, während neben ihnen Ungezählte dem Verderben entgegenstürzten. So nahmen sie das Wagnis dieser fragwürdigen Tat auf sich, im Bewusstsein, dass der Mensch letztlich nur aus der Vergebung Gottes leben kann. – Als dann das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 fehlschlug, fühlte Bonhoeffer, der damals bereits als Verdächtiger in seiner Gefängniszelle sass (wo er seine letzten, kühnen theologischen Ideen entwickelte), dass nun für ihn die Zeit des aktiv verantwortlichen Handelns vorbei war, dass die Zeit des Leidens und vielleicht des Sterbens begann, und er schickte sich, mit derselben Entschiedenheit, in den Willen und die Führung Gottes.

So war dieser Christ zwar nicht im strikten Sinne ein Märtyrer für den *Namen Christi*, wohl aber für die *Sache Christi*: für den Frieden, für eine menschenwürdige Ordnung, für den Kampf gegen Chaos und Unmenschlichkeit. Bonhoeffer war ein bis zum Äussersten entschiedener und bewusster Jünger, Diener und Zeuge seines Herrn Jesus Christus. So verstand er sein Leben, sein Schicksal, sein eigenes Martyrium, das er als Möglichkeit lange Zeit schon vor Augen hatte. An Bonhoeffer, der nicht *für* den Namen Christi, sondern *im* Namen Christi für eine menschenwürdige Ordnung litt und Zeugnis ablegte, sind die Merkmale der Jüngerschaft besonders deutlich abzulesen.

Und dies entspricht nun präzise dem, was wir am Anfang sagten: dass die Sendung des Sohnes Gottes, und die Sendung des Christen in Gott, dem Sohn, ein gänzlich universales Geschehen darstellt. Die Sendung, Gottes Menschenfreundlichkeit zu manifestieren und zu verkörpern, betrifft jeden Menschen und muss darum im letzten Grunde auch jedem Menschen verständlich sein – auch wenn es nur eine Minderheit ist, die diese Sendung auf sich nimmt.

Die Art von Bonhoeffers Jüngerschaft entspricht auch dem, was wir vom Namen des Erlösers sagten: dass wir den Namen Jesus Christus nicht als ein Markenzeichen verstehen sollten, durch das wir Christen uns als Gruppe von allen andern Gruppen unterscheiden, sondern dass wir, wann immer dieser heilige Name über unsere Lippen kommt, an die universale Sache und den universalen Auftrag denken müssen, die sich in ihm ausdrücken.

Aus diesen Gründen ist festzuhalten, dass in unserer Zeit der entschiedene Jünger Jesu Christi mit Anhängern anderer Religionen gemeinsam zu dem Heiligen Gott beten darf. Er wird damit seiner ganz spezifischen Sendung und Loyalität nicht untreu. Im Gegenteil! Denn der Sinn dieser ganz spezifischen Sendung lautet unter anderem: Solidarität – und zwar Solidarität mit dem Menschen als solchem, in einer Tiefendimension seines Seins, die alle partikularistische, parteimässige, politische oder Gruppen-Solidarität weit hinter sich lässt. Wenn wir aber mit dem andern Menschen zusammen den heiligen Gott anrufen, uns vor dem Heiligen verneigen, und sei es unter dem Namen, den der andere Mensch dem Heiligen gibt, da bezeugen wir ihm ja unsere Solidarität genau an dem Punkt, wo im tiefsten Sinne sein Menschsein auf dem Spiel steht, nämlich in dem Moment, wo er sich vor den letzten Sinn und die letzte Erfüllung seines Lebens gestellt weiss.

So fühle ich mich selber als Christ, wenn ich den tiefen Ernst und die religiöse Hingabe bei Menschen einer andern Religion wahrnehme, in meinem eigenen Glauben gestärkt und an den erinnert, der mich gesandt hat und in dem ich mich geborgen weiss.

Mit all dem sei natürlich nicht bestritten, dass es auch abergläubische und unmenschliche Formen von religiösem Eifer gibt, denen sich ein Jünger Christi niemals anschliessen kann. Genauso wie es auch abergläubische und unmenschliche Formen christlichen Eifers gibt, gegen die der Jünger dann – um der Gemeinsamkeit des Namens Jesu Christi, des Herrengebets, der Bibel und der Taufe willen! – im eigenen Haus seine prophetische Stimme zum Protest erheben muss.

Zu einer offenen und solidarisch mitbetenden Haltung gegenüber andern Religionen gelangt der Christ erst dann, wenn er sein Christsein nicht mehr als Gruppensolidarität, sondern als Sendung, nicht mehr als Festhalten an «Positionen», sondern als Jüngerschaft, als Weg der Nachfolge Christi versteht. – Es muss hier auch erwogen werden, ob vielleicht diese Präzisierung und Zuspitzung im Verständnis des Christseins überhaupt erst in neuester Zeit, im «planetaren Zeitalter», möglich und notwendig geworden ist, während in seiner Frühzeit das Christentum zunächst ganz «natürlich» als eine einzelne Religion in Konkurrenz zu andern Religionen auftrat – ähnlich wie im Alten Testament Israel sich als das eine Bundesvolk Gottes unter allen andern Völkern verstand.

Nachdem sich nun aber heute das Christentum nicht mehr als Position, sondern nur noch als Sendung zeigt, werden wir auch in der Theologie lernen müssen, nicht mehr «positional», in Kategorien von festen Positionen, von Standpunkten, von geschlossenen religiös-philosophischen Systemen zu denken. Denken ist eben nicht ein Kampf zwischen unterschiedlichen Positionen, sondern Denken ist ein Weg, den man geht. Menschen können verschiedene Wege gehen, ohne einander deswegen bekämpfen oder einander gleichgültig sein zu müssen. Es ist im Gegenteil sehr oft der Fall, dass ich gerade durch die andersartige Erfahrung, die ein anderer Mensch macht, durch den andersgearteten Weg, den er geht, auf meinem eigenen Weg erleuchtet werde, dass ich dank seiner andern Art zu denken auf meinem eigenen Weg des Denkens weiterkomme. Vielleicht ist es sogar noch angemessener, wenn wir formulieren: unsere Dialoge, die wir führen, sind *gemeinsame* Wege. Das erfahren wir ja schon bei unsern alltäglichen wesentlichen Gesprächen, sofern diese glücklich verlaufen: Da streitet man sich ja auch nicht wie in einem Krieg darum, welche Position nun die richtige ist und wer am Ende das Feld behalten, wer als der Geschlagene weichen muss.

Zum Abschluss dieser Skizze sei noch betont, dass die Sendung des Sohnes nicht irgendeine vage «Philanthropie» beinhaltet. Sondern die Philanthropie Gottes hat, bei all ihrem Universalismus, ein ganz spezifisches, unverwechselbares Gesicht. Sie ist eine Philanthropie der Vergebung, der Versöhnung und der Hoffnung. Denn die Sendung des Sohnes ist ja die Sendung des

Menschgewordenen, Gekreuzigten und Auferstandenen. Menschwerdung bedeutet tiefste menschliche Solidarität, Kreuzigung bedeutet Opfer, Auferstehung aber bedeutet schrankenlose Hoffnung. Was diese drei Züge für die Philanthropie bedeuten, will ich an einem biblischen Beispiel zu zeigen versuchen, nämlich der Stelle, wo Petrus (Mt 18, 21. 22) Jesus fragt: «Herr, wie oft soll ich meinem Bruder, der gegen mich sündigt, vergeben? Siebenmal?» und Jesus ihm antwortet: «Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal!» Das bedeutet hier natürlich nicht 490mal, sondern es bedeutet: immer und unbegrenzt.

Jesus will damit nicht einladen zu reiner Passivität, zu steter Nachgiebigkeit. Sondern Sein Appell fordert von uns die äusserste Aktivität im Annehmen des Mitmenschen. Und dies ist das Antlitz der Philanthropie Gottes, wie sie in der Sendung Jesu Christi offenbar wird und in unser aller Sendung als Christen offenbar werden soll. Es gibt danach keine einzige Situation, es gibt kein einziges legitimes Motiv dafür, dass wir den andern Menschen als Menschen aufgeben, dass wir das Band zwischen ihm und uns zerschneiden dürften. Freilich sind wir dazu nicht aus eigener Kraft fähig, sondern aus der Kraft Dessen, Der uns sendet und *in* Dem wir gesandt sind. Wenn Gott selber Mensch geworden ist, dann ist die Solidarität zwischen Mensch und Mensch abgrundtief, unauslotbar, tiefer als jeder Graben, der je zwischen Menschen aufbrechen kann. Wenn der Herr sich selber zum Opfer bringt, so bedeutet das, dass mir in meinem Opfer – zum Beispiel im Fall der Frage des Petrus: in meinem Absehenkönnen von der erlittenen Beleidigung – nicht eine Negation, sondern eine Bejahung, eine Steigerung des Lebens widerfährt.

Das sind nicht Dinge, die *wir* zustande bringen sollten durch unsere eigene humane Gesinnung, durch unsere moralische Leistung, sondern es sind Dinge, die Gott tut und die wir nur nachzuvollziehen brauchen. Gott wird Mensch, Gott bringt sich zum Opfer: dadurch sind universale geistige Realitäten geschaffen, aus denen wir leben, aus denen wir schöpfen, die unsere Haltung zu uns selbst und zu jedem andern Menschen zu verändern vermögen.

Schliesslich ist es auch weder Nachgiebigkeit noch Illusion, wenn wir bereit werden, den Menschen «siebzigmals siebenmal» zu vergeben, sondern reale, begründete Hoffnung. Der andere Mensch ist ja nicht nur dieser Mensch, er ist nicht allein, sondern hinter ihm steht Gott, der aus dem Tod zum Leben führt: der auferstandene Herr. Für Ihn sind alle Dinge möglich. Im Blick auf Ihn ist es realistisch und empfangen wir die Kraft der Hoffnung, um grenzenlos auf die Möglichkeit einer schöpferischen Versöhnung zu trauen und darum im Geiste einer uneingeschränkten Vergebung zu leben und zu handeln.

Heinrich Ott